

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 5.

Posen, den 31. Januar

1875.

Die letzten Tage einer Königin.

Sindische Skizze

von

Karl Baström.

(Schluß.)

Marie Antoinette sah sich kaum allein, als sie die Kette wieder hervorholte und ein zusammengerolltes kleines Papier darin vorfand:

„Geben Sie die Hoffnung nicht auf. Ihre Freunde wirken für Sie. Am 10. September wird ein gewisser Dumasseau vor Ihrer Thür Posten stehen. Geben Sie ihm einige Zeilen an mich, daß Sie mir vertrauen und zur Flucht bereit sind. Herr von Rougevillle wird Ihnen dieses Billet zustellen. Ich führe ihn bei Ihnen ein. Er ist als Maurer verkleidet. Verrathen Sie mit keiner Miene, was gesehen.“

Ihr ergebener Michonis.“

„Michonis!“ rief die Gefangene erfreut. „Er lebt, er wirkt für uns. Wir werden also gerettet werden?“

Sie verbarg ihre Empfindungen sorgfältig vor den spähernden Augen ihrer Kerkermeister. Wußte sie doch, daß sie unausgesetzt beobachtet war; aber mit einer Ungeduld, wie sie nur ein nach Freiheit dürstendes Herz kennt, erwartete sie den Tag, an welchem Dumasseau den Posten vor ihrer Thür übernehmen würde. Er kam. Das Auge der Königin fiel auf einen ebenmäßig gebauten, großen jungen Mann, dem die Uniform vortrefflich stand. Er hatte ein offenes Gesicht und Marie Antoinette glaubte in den wohlwollenden Zügen ein geheimes Einverständnis zu entdecken.

Wie es die Instruktion vorschrieb, öffnete der Soldat von Zeit zu Zeit die Thür, um einen Blick auf die Gefangene zu werfen. Es hatte den Anschein, als wolle er eine Frage an die unglückliche Königin richten. Diese faßte sich endlich ein Herz.

„Sagt, Freund! — wie ist Euer Name?“

„Jean Dumasseau, Madame! kann ich Ihnen einen Dienst erweisen?“

„Ihr kennt den General Michonis?“

„Wie mich selbst, Madame! Habt Ihr einen Auftrag für ihn?“

„Ihr kommt mit dem General zusammen?“

„Sobald ich abgelöst bin!“

„Wollt Ihr die Güte haben, ihm zu sagen, daß ich bereit sei, mich ihm anzuvertrauen?“

„Der General hat mir gesagt, ich müßte einige schriftliche Worte, mit Eurem Namen unterzeichnet, in Empfang nehmen.“

„Nun ja!“ erwiderte Marie Antoinette ungeduldig, „allein ich besitze weder Papier, noch Dinte oder Feder.“

„So nehmt!“ flüsterte Dumasseau hastig, indem er in seine Brusttasche griff und aus einer kleinen Briestafche ein Blatt Papier und einen Bleistift nahm. „Schreibt auf, was Ihr ihm zu sagen habt und gebt mir dann den Brief. Auf sichere Bestellung könnt Ihr rechnen.“

Er schloß die Thür. Die Königin war allein. Hastig warf sie die nachstehenden Worte auf das Papier:

„Ich vertraue Euch, General! bin bereit zur Flucht. Lassen Sie mich wissen wann! Maria Antoinette!“

Sie faltete das Papier zusammen und übergab es dem Posten, welcher es ohne eine Miene zu verziehen in Empfang nahm und in der unbefangenen Weise seinen monotonen Spaziergang fortsetzte. Bevor er abgelöst wurde, wandte er sich an die Gefangene mit den Worten:

„Nach zehn Tagen habe ich wiederum die Wache Hoffentlich wird alsdann alles vorbereitet sein!“

Die unglückliche Königin zählte die Tage und Stunden. Sie klammerte sich wie eine Ertrinkende an diese letzte Hoffnung, und wer kann berechnen, wie viel Pläne sie noch auf eine stille, friedliche Zukunft baute? Der Morgen des 21. September brach an. Heut wie sonst stahl sich der schwache Tageschimmer in die unheimliche Zelle. Die Thür ward geöffnet — ein fremdes Gesicht schaute herein. „Es ist nicht Dumasseau!“ Dieser Gedanke durchzuckte sie wie ein tödtlicher Blitz. Sie mußte sich Gewalt anthun, um ihre Aufregung nicht sehen zu lassen.

Tag auf Tag verging und mit jedem Scheiden des schmalen Tageslichtstreifens sank auch die Hoffnung der unglücklichen Gefangenen. Man war bereits im Oktober. Die Nächte waren kalt. Marie Antoinette fror entsetzlich in ihren dünnen Kleidern und dem schlechten Feldbett, welches man ihr gegeben.

Endlich erschien Dumasseau wieder. Die Königin begrüßte ihn mit einem Lächeln freundiger Ueberraschung, allein die Miene des Soldaten zeigte sich bewölkt und traurig. Auf Marie Antoinettens Frage nach dem Stande der Angelegenheit hatte er nur ein wehmüthiges Kopfschütteln zur Antwort.

„Der General hatte einen Brief an Euch, Madame. Darin stand Alles, wie es gehalten werden sollte mit der Flucht und der Verkleidung, und es war auch Alles ganz gut eingeleitet. Der Brief sollte Euch am 21. September durch mich zugestellt werden und ein Paar Tage später solltet Ihr die Freiheit haben. Der Bote ist ein ganz braver, muthiger Burche, allein er kannte mich nicht genau. Ein unglückseliger Zufall wollte es, daß an diesem Tage ein anderer Gensdarm als Posten vor Eure Thür kommandirt wurde. Der hat das verhängnißvolle Schreiben in Empfang genommen und ausgeliefert! ach! das ist eine trübe Geschichte!“

„Oh, mein Gott!“ ächzte die Märtyrin, „so ist nun Alles aus.“ Einige Minuten lang starrte sie in schmerzlichem Sinnen vor sich hin. Der brave Soldat wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Dann sagte sie im Tone des tiefsten Mitleids:

„Der arme Michonis! nicht wahr?“

Dumasseau nickte: „Vorgestern haben sie ihm auf dem Grebeplatz den Kopf abgeschlagen!“

„Die Unmenschen!“ rief Marie Antoinette schäudernd, „und Herr von Rougevillle?“

„Erwartet sein Urtheil muthig und entschlossen. Er sitzt wenige Thüren von Ihnen getrennt!“

Sie nickte. Es mußte ja so sein. Diese Wüthriche, welche sich an die Spitze fanatischer Volkswuth gestellt hatten, kannten kein Erbarmen. „Noch eins, guter Dumasseau! wann meint Ihr wohl, daß ich an die Reihe kommen könnte?“

„Verzagt nicht, Madame! es kann sich jeden Tag ändern! muß sich ändern! so kann es nicht bleiben!“

„Werde ich den Monat Oktober noch durchleben?“

Er zuckte wehmüthig mit den Schultern. „Weiß es nicht, Madame! aber gut ist's auch, wenn Ihr Euch mit Eurem Gott abfindet!“

— — — Marie Antoinette hat den Monat Oktober nicht durchlebt. Am sechzehnten fiel auch ihr Haupt unter dem Beil der Guillotine.

Römische Disputation zwischen Katholiken und Protestanten über die These: War Petrus in Rom?

Bekanntlich beruht das ganze Papstthum mit all' seinen Ansprüchen auf Herrschaft in der christlichen Kirche auf der Behauptung, daß der Papst der Nachfolger Petri auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom sei und daß demnach alle Vorzüge und Rechte, die Christus dem Apostel Petrus verliehen (haben soll), auf ihn übergegangen und er dadurch Stellvertreter Christi und Statthalter Gottes auf Erden sei.

Die bezügliche Stelle im Evangelio Matthäi Cap. XVI. V. 13—19 lautet: (nachdem Jesus die Jünger gefragt, was die Leute von ihm sagten, fährt er nach erhaltener Antwort fort:) V. 15: Ihr aber, wer sagt Ihr daß ich sei? V. 16. Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. V. 17. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist Du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat es Dir nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel: V. 18. Und ich sage Dir auch: Du heißest Petrus (Felsen), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. V. 19. Und ich will Dir die Schlüssel des Himmelreichs geben, und was Du irgend bindest auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was Du irgend lösest auf Erden, das wird auch im Himmel gelöst sein.*)

Zu Anfang des Jahres 1872 brachte die Pofener Zeitung die Kunde, daß evangelische Geistliche in Rom die päpstlichen Gelehrten zu einer Disputation herausgefordert hätten, in welcher sie die These zu begründen sich erbieten: daß der Apostel Petrus niemals in Rom gewesen sei, also auch seinen Stuhl daselbst nicht habe aufrichten können.

Der Papst, wenig bekannt mit dem wahren historischen Sachverhalte, gab, im Gefühle seiner souveränen Sicherheit, die Erlaubniß, daß römische Theologen diese Herausforderung annehmen dürften und so fand die Disputation am 9. und 10. Februar 1872 unter dem Vorsitz des Präsidenten De Dominicis Tosti wirklich statt. Es sprachen von jeder Partei drei Redner, von evangelischer Seite die Waldenser Geistlichen: Sciarelli, Ribetti und Savazzi, von katholischer die Jesuiten-Patres: Fabiani, Cipotta und Guidi.

(Wir lassen in einem kurzen Auszuge aus den sorgfältigen stenographischen Berichten die vorgetragenen Ansichten beider Parteien folgen und verweisen auf das höchst interessante Protokoll dieser Disputation: Resoconto autentico della disputa avvenuta in Roma le sere di 9 e 10 febbrajo 1872 fra sacerdoti cattolici e ministri evangelici intorno alla renuta di San Pietro in Roma. Seconda edizione. Roma, Tipographia Lombarda. via dei Cesarini Nr. 77, 1872, von dem eine deutsche Uebersetzung bei Adolph Ruffell in Münster 1872 erschienen ist.)

Zuerst sprach Sciarelli, ihm antwortete Fabiani, dann sprach Ribetti, dann Cipotta, dann Savazzi und zuletzt Guidi. (Wir fassen die Ansichten und Gründe der drei evangelischen Redner und eben so die der katholischen kurz zusammen.)

Sciarelli und seine Kollegen weisen den Glauben der Katholiken, daß der h. Petrus 25 Jahre Bischof zu Rom gewesen sei, durch das Zeugniß der Bibel, nach welchem der h. Petrus niemals in Rom gewesen sein könne, zurück und behaupten, daß die Nachrichten der Väter des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eben so wenig diesen Glauben bestätigen. Sie sagen: Wir evangelische Christen sind Söhne der freien Forschung und stützen uns in allen religiösen und kirchlichen Fragen zunächst auf die Bibel; nur, wo uns diese nicht genaue Auskunft giebt, lassen wir beglaubigte und sichere Urkunden zu, soweit sie der Bibel nicht widersprechen. Erlauben Sie daher, geehrte Herren, daß wir zunächst unsere Untersuchung mit der Bibel beginnen und da knüpfen wir an das Jahr der Bekehrung des Apostel Paulus an, die nach der sorgfältigsten Berechnung eines römischen Katholiken, des Professors Ellendorf an der Berliner Universität, im Jahre 39 unserer christlichen Zeitrechnung stattfand.

Nach der Epistel Pauli an die Galater Cap. I. V. 15—18 ging der h. Paulus drei Jahre später nach Jerusalem, um den h. Petrus zu besuchen und blieb 15 Tage bei demselben, also im Jahre 42 unse-

*) Es ist in hohem Grade auffallend, daß unter den vier Evangelisten nur Matthäus diese wichtige (Felsen-) Rede Christi mittheilt und das um so mehr, da leicht nachweislich V. 19 entschieden apokryph d. h. später in das Evangelium eingeschoben ist, wie denn überhaupt die römisch-katholische Kirche, zur Erweiterung ihrer Macht und ihres Ansehens, sich derartige Fälschungen mehrfach hat zu Schulden kommen lassen; worüber ein späterer Artikel den Nachweis liefern wird.

rer christlichen Zeitrechnung, d. i. im 2. Jahre der Regierung des Kaisers Claudius. Apostelgesch. Cap. IX. V. 26 u. heißt es nun: Als er (Paulus) gen Jerusalem gekommen, versuchte er, sich an die Jünger anzuschließen, aber alle fürchteten ihn (wegen seiner früheren Verfolgungen der christlichen Gemeinden), indem sie nicht glaubten, daß er ein Jünger wäre. Nachdem sie aber aus des Barnabas Erzählung erkannt, daß er auf dem Wege nach Damascus den Herrn gesehen und Er zu ihm geredet und er (Paulus) in Damascus freimüthig den Namen Jesu gepredigt, ging er in Jerusalem mit den Jüngern aus und ein und predigte freimüthig den Namen des Herrn Jesu. Er redete auch und stritt mit den Hellenisten, diese aber trachteten ihn zu tödten. Da das die Brüder erfuhren, geleiteten sie ihn hinab gen Caesarea und ließen ihn ziehen gen Tarsus. Die Gemeinden aber in ganz Judaea und Galilaea und Samarien hatten Frieden, indem sie sich erbauten und in der Furcht des Herrn wandelten und durch die Zusprache des h. Geistes nahmen sie zu. V. 32. Und es geschah, daß Petrus, als er überall umherzog, auch hinfam zu den Heiligen, die in Lydda wohnten. Dort (wird weiter erzählt) heilte er einen von der Sicht gelähmten Mann, mit Namen Aeneas, der seit 8 Jahren das Bett nicht hatte verlassen können. Von hier aus wurde er nach dem nahegelegenen Joppe gerufen, wo er eine wohlthätige Wittwe, Tabitha, vom Tode erweckte und dann längere Zeit bei einem gewissen Gerber Simon sich aufhielt. Cap. X. Von Joppe aus wurde er zum Hauptmann Cornelius nach Caesarea gerufen, taufte diesen und verweilte einige Tage bei ihm. Cap. XI. heißt es nun: Es hörten aber die Apostel und die Brüder in Judaea, daß auch die Heiden das Wort Gottes angenommen haben. Da nun Petrus nach Jerusalem gekommen, stritten mit ihm die aus dem Judenthum und sagten: Warum bist Du zu Unbeschnittenen gegangen und hast mit ihnen gegessen? Da hob Petrus an und erzählte ihnen den ganzen Hergang und da sie das gehört hatten, waren sie beruhigt, priesen Gott und sprachen: Also auch den Heiden hat Gott die Buße verliehen zur Seligkeit.

Hatte somit der h. Petrus im 2. Jahre der Regierung des Kaisers Claudius, d. i. im Jahre 42, alle diese Reisen zu machen und alle diese Missionen zu vollführen, wie kann da mit Grund und Recht von den katholischen Theologen die Behauptung aufgestellt werden, daß er sich in dem genannten Jahre nach Rom herbegeben habe, um hier seinen Stuhl aufzurichten? Außerdem aber, wie geht es zu, daß die Apostelgesch., nachdem sie uns so eingehend und umständlich diesen ganzen Lebensabschnitt des h. Petrus geschildert hat, über seine Reise nach Rom Schweigen beobachtet? Sagen wir es frei und offen heraus: Entweder ist die Reise des h. Petrus nach Rom im 2. Jahre der Regierung des Kaisers Claudius eins von jenen Hissbüchlein, welche, entstanden, man weiß nicht wie, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzten, so lange sich Niemand fand, der mit gesunden Augen sie prüfte und erkannte; oder aber das Schweigen der Apostelgesch. ist unverzeihlich und ein Schweigen, bei welchem der Glaube an die Inspiration derselben Einbuße erleidet. Ein Drittes giebt es nicht. Wenn nun Jeder, der an die Inspiration der ganzen Bibel ohne Ausnahme glaubt, die letztere Voraussetzung nicht zugeben kann, so muß er mit Nothwendigkeit die erstere zugeben, nämlich es sei falsch, daß Petrus im 2. Jahre der Regierung des Kaisers Claudius, d. i. im Jahre 42 nach Rom gekommen sei, um hier seinen Stuhl aufzurichten. — Die Apostelgesch. ist nun aber nichts Anderes, als die wirkliche, officiële, authentische, umständliche Geschichte des Anfangs, der Entwicklung, des Fortschritts, der erlittenen Verfolgungen und der von der ursprünglichen Kirche errungenen Triumphe. Hauptzweck dieser Geschichte ist, die Mühseligkeiten der glorreichen Apostel zu erzählen, der dazu erwähnte Geschichtsschreiber ist Lucas, welcher eigentlicher, rechtmäßiger, unparteiischer, weil inspirirter Geschichtsschreiber ist. Von der Reise Petri nach Rom würde er kein Recht gehabt haben zu schweigen; er hat aber von Petrus gesprochen bei allen den Gelegenheiten, wo derselbe sich für den Herrn bemühte; er hat von ihm gesprochen bei Samaria, bei Lydda, bei Joppe, bei Caesarea, bei Jerusalem zu vielen Malen — warum sollte er von seiner Ankunft in Rom nicht sprechen? Denn der Einwand, daß er den h. Petrus dadurch in Gefahr gebracht hätte, ist durchaus hinfällig, weil, als Lucas jene seine Geschichte schrieb, die Gefahr schon längst vorüber war, angenommen, daß eine Gefahr dabei gewesen wäre.

Mögen wir nun über den Charakter Petri denken, wie wir wollen, so können wir nicht leugnen, daß in jenem ursprünglichen Apostelkollegium die Gestalt Petri als die hervorragende erscheint, sei es durch den Vorrang in Worten, sei es durch den Vorrang in Thaten

und in Folge dessen konnte Lucas diese primäre Figur nicht hintan-
setzen, während er die Reise des Apostels Paulus nach Rom (Apostel-
gesch. XXVII.—XXVIII. V. 15) in allen ihren geringfügigsten Einzel-
heiten beschrieben hat und dieser Paulus bildet in dem ursprünglichen
Apostel-Collegium nur eine secundäre Figur und deshalb würde seine
Reise nur eine secundäre Bedeutung haben. Warum hat also Lucas
über die primäre Persönlichkeit und über die primärste Reise keinen
Bericht gegeben? Warum hat er über den Einen geredet und den
Andern hintangesetzt? Ist das Unparteilichkeit eines inspirierten Ge-
schichtschreibers? Zur Ehre dieses Geschichtschreibers wird man also
sagen müssen: Er hat davon geschwiegen, weil die Reise nicht
stattgefunden hatte. — Und das hat Antonio Pagi, ein Fran-
ziskaner-Bruder, wohl erkannt. Dieser nimmt in seinen Erklärungen
zu den Annalen des Baronius (1538—1607), der die Petrusfrage be-
richtet, keinen Anstand, die Behauptung aufzustellen, daß die Annahme,
der h. Petrus sei im 2. Jahre der Regierung des Kaisers Claudius
nach Rom gekommen, im Widerspruch steht mit der h. Schrift. Cal-
met bestätigt, daß man schon vor seinen Zeiten die Hypothese des
Baronius als unwahrscheinlich aufgegeben hatte, und endlich haben
sich die Dominikaner-Patres in ihrer bibliotheca sacra vom Jahre
1822 offen gegen die Hypothese des Baronius erklärt und sie sagen,
daß der h. Petrus einzig während der Regierung Neros nach Rom
gekommen sei. Das ist eine ehrwürdige Anzahl von orthodoxen ka-
tholischen Schriftstellern, welche, anstatt die seltsame Legende anzuneh-
men, lieber die Autorität der Apostelgesch. aufrecht erhalten und die
Gesetze einer gefunden Kritik in Ehren halten wollen.

Die Geschichte stellt ferner als zweifellos hin, daß Herodes Agrippa,
ein Enkel Herodes des Großen, im Jahre 45 der gewöhnlichen Zeit-
rechnung starb. Dieser Herodes Agrippa legte (Apostelgesch. Cap. XII.)
nicht lange vor seinem Tode Hand an, um Einigen aus der Gemeinde
Leides zu thun. Jacobus, den Bruder des Johannes, ließ er tödten
mit dem Schwerte. Und da er sah, daß es den Juden gefiel, fuhr er
fort, auch Petrus gefangen zu nehmen. Es waren aber die Tage der
ungesäuerten Brode. Da er ihn nun hatte greifen und ins Gefängniß
legen lassen, übergab er ihn einer vierfachen Wache von Kriegsknechten
und war Willens, ihn nach Ostern dem Volke zum Tode vorzuführen.
Nachdem nun die wunderbare Befreiung des Apostels durch einen
Engel (Apostelgesch. Cap. XII. V. 12 u.) erzählt worden ist, ging
Petrus zum Hause der Maria, Mutter des Johannes, mit Zunamen
Marcus. Dort waren Viele versammelt und beteten. Und nachdem
er ihnen seine Befreiung erzählt, sagte er: Verkündigt dieses dem
Jacobus (dem Bruder Jesu) und den Brüdern und er ging weg und
begab sich an einen andern Ort.

Nun könnten die katholischen Theologen sagen: dieser andere Ort
war Rom! Aber, geehrte Herren, war denn Rom ein so unbedeu-
tender Ort, daß er nicht eben so gut seinen Eigennamen hatte, wie
Lydda, Toppe oder Casarea? Ist das natürlich? Ist das möglich?
Ist das dem Charakter des Verfassers der Apostelgesch. angemessen?
Vor allen Dingen aber findet das keineswegs seine Bestätigung durch
das, was später hinsichtlich des h. Petrus in der Bibel erzählt wird.
Denn nach dem 2. Cap. des Briefes an die Galater fand das aposto-
lische Concil, abgehalten in Jerusalem, vierzehn Jahre nach
jener Zeit statt, als der h. Paulus nach jener Stadt gegangen war,
um den h. Petrus zu besuchen, d. i. im Jahre 56. Bei jenem Concil
finden wir den h. Petrus anwesend. Denn Apostelgesch. Cap. XV.
V. 1—2, 4—7, 12 heißt es: Es kamen Einige herab von Judaea und
lehrten die Brüder: Wenn Ihr Euch nicht beschneiden laßt nach
Moses Satzung, könnt Ihr nicht selig werden. Da nun Paulus und
Barnabas einen nicht geringen Widerstreit hatten mit diesen; so be-
schloß man, daß Paulus und Barnabas und einige Andere aus diesen
(den Gegnern) hinauszögen zu den Aposteln und den
Ältesten in Jerusalem, dieser Frage wegen...
Als sie nach Jerusalem gekommen waren, wurden sie wohl aufgenom-
men von der Gemeinde und den Aposteln, und Petrus sowohl als
Jacobus (der Bruder Jesu) sprachen in der Versammlung. V. 12
heißt es dann: Es schwieg aber die ganze Versammlung,
und sie hörten Barnabas und Paulus erzählen,
wie viele Zeichen und Wunder Gott unter den
Heiden durch sie gethan.

Hier sagen die katholischen Theologen: Zeit und Gelegenheit, in
der Zwischenzeit von seiner Gefangenschaft bis zu diesem Concil, hatte
der h. Petrus doch vollkommen, um nach Rom zu gehen und hier
seinen Stuhl aufzurichten? Gewiß! Die Möglichkeit bestreiten wir
auch nicht, aber die Thatsache! Denn ist es wohl glaublich, daß der
h. Petrus bei dieser überaus feierlichen Gelegenheit kein Wort von
seiner in so hohem Grade bedeutungsvollen Reise und von dem neuen,

höchst glänzenden Erfolge des Evangeliums in Rom, der Hauptstadt
des Reiches, sagt, während Barnabas und Paulus genauen und um-
ständlichen Bericht erstatten über das, was sie unter den Heiden
gewirkt hatten? Die Fortschritte des Christenthums wurden ja in
jener feierlichen Zusammenkunft aufgezählt und um Rom hätte man
sich so wenig bekümmert? Ist das glaublich? Doch weiter!

Nach dem Concil finden wir Petrus (Galater II. V. 11 u.) in
Antiochien, nicht in Rom; dagegen geht der h. Paulus später nach
Rom und diese Reise ist für unsere These von der höchsten Bedeutung.

Wir bitten daher, auf das Folgende Ihre geneigte Aufmerksamkeit
ganz besonders zu richten, da uns die biblischen Nachrichten für unsere
Behauptung mit den schlagendsten Beweismitteln zur Seite stehen.

Im Römerbriefe, den der Apostel Paulus im Jahre 58 schrieb,
sagt er: Cap. I. V. 9—15, denn Gott ist mein Zeuge, wie ich unab-
lässig Euer gedente und allezeit in meinem Gebete flehe, ob es mir
endlich einmal gelingen möge, mit Gottes Willen, zu Euch zu kommen;
denn mich verlangt Euch zu sehen, auf daß ich Euch eine geistliche
Gabe ertheile, um Euch zu befestigen, das heißt, um mich zugleich
mitzufürten unter Euch durch gemeinschaftlichen Glauben, den Euren
und meinen. Ihr müßt aber wissen, Brüder, daß ich mir oftmals
vorgelegt zu Euch zu kommen (und bis jetzt bin ich daran verhindert
worden), um auch bei Euch eine Frucht zu haben, sowie auch unter
den übrigen Völkern, Griechen und Nichtgriechen, Weisen und Unver-
ständigen, bin ich verpflichtet und so bin ich, so viel an mir ist, be-
reitwillig, auch Euch in Rom das Evangelium zu verkündigen.

Wozu aber die Verkündigung des Evangeliums durch den h. Pau-
lus, wenn der h. Petrus in Rom war oder schon gewesen war?
Welche Gabe konnte der h. Paulus mittheilen, die der h. Petrus nicht
schon mitgetheilt haben würde? Hatte der h. Petrus vielleicht nicht
die Vollmacht, im Glauben zu bestärken? Es ist demnach augen-
scheinlich, daß der h. Petrus zu der Zeit, als der h. Paulus diesen
Brief an die Gläubigen in Rom sandte, weder in Rom war noch
gewesen sein konnte. Aber noch mehr! Cap. XVI. V. 1—16, läßt
der h. Paulus alle die Personen grüßen, welche in der Gemeinde zu
Rom thätig sind. Vom h. Petrus aber kein Wort! Wenn der h.
Petrus in der Gemeinde zu Rom irgend wie thätig gewesen wäre, so
würde ihm der Apostel der Heiden sicherlich einen Gruß geschickt oder
seiner erwähnt haben, er würde irgend eine Hindeutung auf seine
Wirksamkeit in dieser Hauptstadt des Reiches gemacht haben. Aber
nein! Von alle dem ist nicht die Rede.

Nun werden die katholischen Theologen sagen: Wie war denn aber
eine christliche Gemeinde in Rom entstanden, wenn nicht der h. Petrus
sie gestiftet hätte? Gemach, o. S.! Lesen wir nicht Apostelgesch. Cap.
II. V. 10, daß beim Pfingstfeste zu Jerusalem anwesend waren: rö-
mische Fremdlinge, Juden und Proselyten und V. 41, Sie nun nah-
men seine (Petri) Rede „freudig“ an und ließen sich taufen und es
wurden (zu der Gemeinde) hinzugesügt an selbigem Tage bei dreitaus-
send Seelen. Als diese Gläubigen nach Rom zurückgekehrt waren,
werden sie nicht die Lehre Jesu dort zu verbreiten gesucht haben?
Achten Sie aber gefälligst auf die Namen und die besonderen Ver-
hältnisse der Personen, die Paulus in seinem Römerbriefe Cap. XVI.
grüßen läßt. Er sagt: „Ich empfehle Euch Phoebe unsere Schwester,
welche Helferin der Gemeinde in Kenchreae ist, ... denn auch sie ist
vieler Fürsorgerin gewesen, und selbst die meinige. Grüßet Priscilla
und den Aquila, meine Mitarbeiter in Christo Jesu, welche für mein
Leben ihren eigenen Kopf preisgegeben. ... Grüßet den Epänetus,
welcher Erstling Asiens für Christum ist. Grüßet die Maria, die sich
viel für mich gemüht hat. Grüßet den Andronicus und den Junias,
meine Verwandten und Mitgefangenen. ... Grüßet den Amplias und
den Urbanus, meinen Mitarbeiter in Christo, den Stachys, den Apel-
les, die Leute des Aristobulus, den Herodion, meinen Verwandten, die
Leute des Narcissus, die Tryphaena, Tryphosa und die Persis, den
Ruphus und seine und meine Mutter, den Akvritus, Phlegon, Her-
mas, Patrobas, Hermes, den Philologus und die Julia, den Nereus
und seine Schwester, den Dymas und alle Heiligen bei ihnen.“
Weisen nicht alle diese Namen und die Verhältnisse dieser Personen
auf römische und griechische Proselyten, ja auf solche, die Sendlinge
Pauli, nicht Petri waren? Doch weiter!

Im Jahre 61 der christlichen Zeitrechnung kam der Apostel Paulus
persönlich nach Rom. (Wir müssen dieses Jahr der Ankunft des Apo-
stels Paulus in Rom allen anderweitigen Angaben katholischer und
evangelischer Schriftsteller gegenüber festhalten, weil Apostelgesch. Cap.
XXVI.—XXVIII. V. 16 gesagt wird, daß Paulus in demselben Jahre,
in welchem der Landpfleger Portius Festus zu Jerusalem ankam, als
Gefangener nach Rom abgeführt wurde. Das Jahr der Ankunft des
Portius Festus zu Jerusalem ist aber aus den consularischen und

kaiserlichen Acten genau zu bestimmen.) Nun heißt es Apostelgesch. XXVIII. B. 14 z.: „Von dannen (Rom) kamen die Brüder, die von unsern Schicksalen gehört hatten, uns entgegen bis nach Appium Forum und Tres Tabernae. Als Paulus diese sah, dankte er Gott und faßte Muth. Als wir zu Rom angekommen, ward es Paulus gestattet, für sich allein zu bleiben mit dem Soldaten, der ihn bewachte. Nach dreien Tagen ließ er die Angesehensten der Juden zu sich bitten und als sie zusammengekommen waren, sprach er zu ihnen: Ihr Männer, meine Brüder, wiewohl ich nichts gethan habe wider das Volk, oder wider die vaterländischen Gebräuche, bin ich doch von Jerusalem her in die Hände der Römer übergeben worden. Diese wollten, nachdem sie mich verhört hatten, mich losgeben, weil keine Ursache des Todes

an mir war. Als aber die Juden dawider redeten, sah ich mich genöthigt, mich auf den Kaiser zu berufen; nicht als ob ich eine Anklage wider mein Volk vorzubringen hätte. Darum habe ich Euch bitten lassen, daß ich Euch sähe und mit Euch redete, denn um der Hoffnung Israels willen bin ich mit diesen Ketten gebunden. Da sprachen sie zu ihm: Wir haben weder Briefe deinetwegen aus Judaea erhalten, noch ist irgend einer der Brüder gekommen, der Böses von Dir berichtet oder erzählt hätte. Wir wünschen aber von Dir zu hören, welcher Meinung Du bist; denn von jener Secte ist uns bekannt, daß sie allenthalben Widerspruch findet.“

(Fortsetzung folgt.)

Vor fünfzig Jahren.

Wer fünfzig Jahre, ein halbes Jahrhundert, zurückdenken vermag, der blickt rückwärts in eine ganze fremde, unmögliche Welt. Was ist in dieser langen Spanne Zeit Alles anders und neu geworden! Ich erinnere mich noch recht gut, Männlein mit Kniehosen, Böpfen und Haarbeuteln, den Dreispiz unterm Arm, alte wohlhabende Bürgerfrauen mit gestärkten Flügelhauben und gebülmten Bizmänteln in den Straßen spazieren gesehen zu haben. Mein Vater trug in Gala einen blauen Frack mit hochgezipften Oberärmeln und großen Kupferknöpfen, dessen ganz spitze Schöße bis auf den Boden reichten, gelbe, eng anliegende Mantelknöpfe, graue Strümpfe und Escarpins mit Schnalle; ein feingefalteter Jabor sah aus dem Gilet, gekrauste Manschetten aus den Ärmeln hervor, der Hals war mit einem dicken weißen Tuche umwunden, worin sich das Kinn vergrub. Der Chapeau-Elaque ersetzte bei festlichen Gelegenheiten einen nach oben sich erweiternden, rauhwilligen Cylinder.

Wer heute eine solche Gestalt erblicken würde, der möchte wohl ebenso spöttisch dreinschauen, als die Leute vor fünfzig Jahren, wenn einer unserer Modeherren plötzlich unter sie gefallen wäre. Genügsamer, vielleicht auch abgehärteter war die alte Zeit. Wer hat damals vor einem Herbst- oder gar Sommer-Paletot gewußt? Ein Mantel von wahrhaftem Tuch war der einzige bekannte Schutz gegen Kälte; er hatte in beliebtester Form sieben oder neun Krügen stufenweise übereinander. Feine ältere Herren trugen als Uebergang zu ihm den Surtout, mit einem ganz kleinen Schulterkräglein, gleich dem an den Mänteln der italienischen Bifferrari. Erst nach dem Jahre 1833 begann der wohlfeilere Burnus den Mantel zu verdrängen und bildete den Uebergang zu den diversen Paletots. Ein Gott und Ein Rock — war früher der Wahlspruch der meisten Männer. Ich will mir doch die Neuzeit loben.

Auch sonst. Ich sehe meine Mutter vor mir, wie sie thranenden Auges neben der rathlosen Magd am erloschenen Herd in kalter Küche steht. Der Gatte wartet ungeduldig auf seinen Kaffee, allein der abgerundete Stein giebt keinen Funken mehr, der Schwamm will nicht brennen, und die Weinwandkohl in der Feuerwachtel sind feucht geworden. Was machen? Es bleibt nichts übrig, als beim Nachbar eine glimmende Kohle im Topfe holen zu lassen, wenn er sie selber hat. Allein mittlerweile ist es sieben Uhr geworden, und die Kinder müssen in die Schule, der Mann aufs Amt. Wer hält das heute für möglich? Als Doebereiner das Platinfeuerzeug erfunden hatte (1823), glaubte man einen neuen Prometheus erstanden; aber der Apparat war kostspielig, leicht ruiniert, und wenn man ihn am nöthigsten brauchte, versagte er den Dienst. Als dann fünfzehn Jahre später die sogenannten chemischen Feuerzeuge, die chlorfauren Kali-Tunkhölzchen aufkamen, erachtete man die Grenze der Möglichkeit erreicht. Armes Geschlecht von damals — wer dir von den heutigen Reibhündhölzchen erzählt hätte, wäre als ein ebenbürtiger Gevatter des Baron von Münchhausen behandelt worden!

Auf unserm Tische prangte als Geräth silberblankes Zinn, nur ärmere Leute, welche den hohen Anschaffungspreis nicht erschwingen konnten, begnügten sich mit dem weißen, blau bemalten Steingut. Porzellan hatte nur in den höchsten Kreisen Eingang für den täglichen Gebrauch gefunden. Mit den eisernen Gabeln ließen sich die Zinnteller trefflich graviren, was jedoch nicht zu deren Verbesserung beitrug. Von dem Metall aß man stets einen Antheil Buzpulver der Politur mit, nicht selten zerließ es der unachtsamen Köchin auf der Platte.

Von dem Nahrungswerth der Speisen hatte man so wenig Begriff, wie von der Physiologie des Menschen; darüber wäre ein besonderes Kapitel zu schreiben. Mein Vater rauchte nicht, mein Großvater einen gelben, holländischen Tabak, Swizens oder ähnlich genannt, aus langen Thonpfeifen oder einem dicken, schwer mit Silber bescha-

genen Meerschaumkopf. Die erste Cigarre habe ich im Jahre 1832 gesehen; dieser „Zigaro“ war mit einer Federspule ausgerüstet, und ich verdanke ihm einige der übelsten Stunden meines Daseins. Ein paar Jahre später kam mein Vater eines Tages ganz aufgebracht nach Hause und äußerte sich bitterlich über die Verschwendungslust der Zeit: der Hofmarschall, dessen Besitz unter Sequester stehe, rauche nichtsdestoweniger Cigarren zu sechs Kreuzer das Stück; wo das hinaus solle!

Im Jahre 1833 sah und erwarb ich die erste Schreibfeder aus Stahl, ein schon vielgebrauchtes Exemplar, um den antiquarischen Preis von sechs Kreuzern. Aber Vater und Schreiblehrer verdamnten das merkwürdige Instrument als eine ganz aussichtslose Spielerei, welche die Hand verderbe und den edlen Gansstiel nimmermehr zu ersetzen vermöge. Aber wo ist dieser heute sammt seinem unersäglichem Gefolge von Federmesser, Sprenger, Schleifstein, Kerger und verlorenem Gedanken? Die Stahlfeder hat die Welt erobert, und daß man damit mindestens eben so gut schreiben kann, wie mit der Fose, wird mir vielleicht der Herr Seker bezeugen.

Unzähligmale ist es schon berichtet worden, wie man vor fünfzig Jahren reiste. Die gelbe Kutse der sogenannten Schnellpost oder Diligence brauchte einen vollen Tag, um vier Meilen zurückzulegen. Reiste man weiter, so hielt man es für gerathen, vorher seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Im Jahre 1829 sah ich das erste Dampfschiff — zugleich das einzige — es hieß „Concordia“, auf dem Rhein. Aber wir wagten nicht, das feuersprühende Ungethüm zu besteigen, sondern fuhren mit der Schnell-Nacht stromab von Mainz nach Bingen in vierzehn tödtlich langweiligen Stunden. Das nannte man das Vergnügen einer Rheinreise. Wenn wir unseren Kindern es erzählen, so lächeln sie verlegen ungläubig, sie können es nicht begreifen. Ebenowenig, daß ihre Eltern jung geworden sind in Häusern, die man heute in keiner irgend ansehnlichen Stadt mehr dulden würde, in mephitischer Atmosphäre, in Straßen, deren Gegenüber aus den kleinen bleiberglasten Fenstern sich die Hände reichen konnten. Aber es war so.

Wie wenig wußte man damals von der Geschichte und dem Wesen der Natur! Was man Derartiges lehrte, war ein Gemisch von Fabeln und halben Beobachtungen. Dampfmaschinen-Modelle primitivster Art wurden von Fahrenden in den Schulen herumgezeigt und erklärt, aber der Theologe, welcher Naturwissenschaften lehrte, schüttelte bedenktlich den Kopf dazu. Wer den Bauern zumuthete, etwas zu lernen, wurde „lateinischer Manschettenhengst“ gescholten, und wer ihnen vorgebet hätte, daß sie oder ihre Kinder jemals Maschinen in ihrem einfachen Gewerbe anwenden würden, den hätten sie für verrückt erklärt.

Und so war es und ist es in jedem Stand, in allen geistigen und gewerblichen Thätigkeitsrichtungen der menschlichen Gesellschaft. Ich habe nur einige wenige handgreiflichere Beispiele herausgehoben, um die unüberbrückbare Kluft zwischen Gist und Thut zu markiren. Wir sind darüber hinweggeschritten, aber hinter uns verfanf der Steg. Die Vergesslichkeit der Menschen ist so groß, daß sie selbst das Erinnern an vergangene Zustände, auch wenn sie dieselben durchgelebt, bald verlieren. Fragt sie nur, und sie werden immer die Antwort geben, die Chidher, der ewig Junge, empfing: „So ging es ewig an diesem Ort und wird so gehen ewig fort.“ Aber es braucht keiner Fahrt mehr von fünfhundert Jahren. Glücklicherweise bleibt den Wenigen, welche das Zurücksehnen nicht fürchten, der Spiegel der Geschichte.

(N. F. B.)